

Der Gentleman.

Humoreske von George Curiol.

Es waren einmal — einmal ist nicht immer — zwei Herren; der eine war von rother Gesichtsfarbe und schauderhaft fahlfärbig; der andere bleich und Handlos struppig.

Der bide Kahlkopf kam eines Morgens zu dem behaarten Blaggeicht, verbeugte sich zu dem Innern seines Hutens, als wollte er die dort aufgestellten Anfangsbuchstaben seines Namens in Augenschein nehmen und sprach:

„Mein Herr, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen.“

„Mein Herr“, erwiderte der Struppige, den haarigen Schmutz seines Kopfes schüttelnd, „ich bin, wie man so sagt, entzückt Sie zu bemerken, doch trotz der Freude, die ich empfinde, Sie in blühender Gesundheit zu sehen, muß ich Ihnen gestehen, daß Sie mich aus einer großen Verlegenheit befreien würden, wenn Sie mir den Zweck Ihres Besuchs auseinandersetzen wollten.“

Damit schob er ihm einen Stuhl hin.

Der Andere setzte sich, ließ als Einzige den Stuhl in seinen Fugen erbeben und fuhr fort:

„Sie haben jedenfalls schon von mir gehört.“

„Ich gestehe Ihnen mit der größten Zerknirschung, daß der Ruf Ihres Namens und Ihrer Bedeutung noch nicht bis zu mir gedrungen ist. Wenn das Gericht in der Minute 340 Meter — wie man behauptet — durchläuft, so nehme ich also an, daß Sie mindestens in China wohnen.“

„Durchaus nicht; ich wohne in der Rue de la Paix.“

„Güßliche Gegend, mein Herr, sehr hübsche Gegend. Und was thun Sie, wenn die Frage nicht unbedenklich ist, in der Rue de la Paix?“

„Mein Herr, ich bin Schneider, und ohne mich zu rühmen, daß ich der erste Schneider von Paris bin, wage ich doch zu behaupten, daß ich kein gewöhnlicher Schneider bin! denn ich bin auch Ihr Schneider.“

„Mein Herr, Sie sind sehr liebenswürdig, daß Sie mich aufgeführt haben; doch wahrhaftig, augenblicklich brauche ich gar nichts!“

„Sie irren, mein Herr! Wenn ich Sie aufgeführt habe, so geschah es, weil ich gerade etwas brauche. Mit einem Wort, mein Herr, ich komme um Geld.“

„Mein Herr, erwiderte der Behaarte mit liebenswürdigem Lächeln, ich bin bereit, Ihnen mein letztes Hemd zu überlassen, sobald ich es von der Wäscherin zurückerhalte, doch ich habe nicht die geringste Summe zu meiner Verfügung. Sie sehen mich entsetzt, aber ich kann Ihnen diesen Monat nichts geben.“

„Also immer noch dieselbe Geschichte?“

Der Refler der Liebenswürdigkeit, der das Gesicht des haarigen bis zu diesem Augenblick verklärt hatte, verschwand plötzlich bei diesen Worten und er fragte trocken:

„Was für eine Geschichte?“

„Ich sage ganz einfach: immer dieselbe Geschichte! Ich nehme an, Sie verstehen mich?“

„Nein, mein Herr, ich verstehe Sie durchaus nicht. Vielleicht mangelt es mir an Divinationsgabe, doch ich spreche nicht, von welcher Geschichte Sie sprechen, und eben so wenig kenne ich die übrigen Geschichten, auf die Sie ansprechen.“

„Verzeihen, mein Herr; ich spiele nicht an!“

„Sie thun es doch!“ versetzte der Blasse; „Sie thun es doch, mein Herr; ich bin ein Gentleman, und ich gestatte nicht, daß mit einer Schneiderreise in meiner eignen Wohnung auf den Fußtritt — nicht einmal mit Worten. Ich sage Ihnen, es ist mir in diesem Monat nicht möglich! das ist klar und deutlich; oder genügt Ihnen das nicht?“

„Er machte zu diesen Worten eine äußerst strenge Miene, kreuzte die Arme, hob sich auf den Beinen und fragte: „Der Herrlein Sie etwa an meinem Worte? Glauben Sie vielleicht, ich werde Ihnen diese kleine Summe nicht bezahlen?“

„Ich bin durchaus nicht unruhig“, erwiderte der rothbäckige Schneider mit schwacher Stimme, ich weiß, Sie sind ein Gentleman; doch ich muß Ihnen bemerken, daß Sie mich seit fast einem Jahr umsonst hierher laufen lassen. Jedes Mal wenn ich Ihnen meine Rechnung vorlege, antworten Sie: Es ist mir in diesem Monat rein unmöglich, Ihnen etwas zu geben. Das geht nun schon seit neun Monaten.“

Als die blasse, struppige Persönlichkeit diese Worte gehört, schien sie sich etwas zu beruhigen und sagte:

„Mein Herr, an dem Tage, an dem ich Ihnen Geld verschreiben werde, werde ich Ihnen auch welches geben, denn ich bin ein rechtlicher correcter Mann, ein Mann von Wort. Während dieser neun Monate, sagen Sie selbst, habe ich Ihnen erklärt, ich würde Ihnen nichts geben. Infolgedessen bin ich neun Monate meinem Versprechen treu geblieben. ... Oder habe ich mein Wort auch nur ein einziges Mal gebrochen?“

„Nein.“

„Nun also! worüber beklagen Sie sich dann?“

— Glaubwürdig. Wächters Frau: Coale und August, woas macht Ihr denn uff dem Birnbaum? Werd Ihr glei rundergehn. — Coale: Dür August boot Euch wolle Birn'n fähle. — Wächters Frau: Nu, und Du? — Coale: Ich ha' sen gewußt austräben! —

Verkommen.

Deutsch-amerikanische Erzählung von B. u. Schierbrand.

„So, da wären wir“, brummte der alte Baron Malten, indem er sich der Zubringlichkeit einer Schaar von Gepäckträgern zu erwehren suchte, die ihn und seine zwei Begleiter bei der Landung in Hoboken überfallen hatten. „Aber heiß ist's hier, Kinder, — Donnerwetter, das glüht ja hier förmlich.“

Währenddessen beschäftigte sich sein Schwiegersohn, Bernd von Drigalski, mit der Erledigung der Gepäckfrage, indem er sein bishigen Englisch mit Todesverachtung raderte, trotz ihm der Wale der Express-Compagnie ein über das andere Mal versicherte, daß er sehr gut Deutsch verstehe. Die junge Frau stand passiv dabei — ihr wurde von dem Läten, dem schrillen Pfeifen der Dampfer und dem Raseln der Gepäckwagen auf dem harten Holzboden des Landungsschuppens ganz wirr zu Muthe. Sie wollten alle Drei nach demselben Abend weiter fahren nach dem Westen.

Endlich war Alles geordnet, und nur mit einer handtuche beschwert nahmen die Drei ein Cab, das sie nach New York fahren sollte um dort etwas der Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Das war ein theures Vergnügen, wie sich die Drei bald überzeugen, und dabei bot der verdorrten Auge der Europäer das Straßengebirg New Yorks nur wenig, daß sie reizte. In einem Restaurant an Broadway hielten sie und nahmen einen kleinen Imbiss ein, und dann ging's nach dem Central Depot an der 42. Straße, wo sie gerade noch fünf Minuten vor Abfahrt des Expresszuges eintrafen. Auch die lange Fahrt nach Chicago bot den Reisenden nichts Besonderes. Es herrschte eine drüden Hitze im Zug, und trotz der saufenden Schnelligkeit, mit der sie die Luft durchschnitten, strömte es herein wie aus einem Badofen. Die schöne Scenerie im westlichen New York, am Niagara und in Canada passirten sie während der Nacht, als sie vergeblich sich mühten, Schlaf zu finden, da brannen in der dumpfen Luft des Pullman-Wagens, und am Morgen früh hatte die Landschaft den Charakter der flachen, uninteressanten Prairie angenommen, und so blieb's auch bis zur Ankunft in der braunlichen Metropole des Westens. Hier quartierten sie sich in einem hotel zweiten Ranges ein, und dann machte sich der alte Baron auf die Beine, um seine Empfehlungsbriefe abzugeben.

Diese drei Neueingewanderten, das sah man auf den ersten Blick, gehörten nicht zu dem Gros der Emigranten, die die alte Welt jährlich an den Gestaden der neuen Welt absetzt. Das sie aber drüben Schiffbruch gelitten hatten, das war ebenfalls nicht zu verkennen. Ihre Geschichte bot trotzdem eigentlich nichts Ungewöhnliches.

Der alte Baron Malten war Rittersgutsbesitzer gewesen. Eine Reihe von Jahren hindurch hatte er sich famos amüßigt. Das fiel noch in die Kinderzeit Jolbe's, seiner Tochter, die sich auf den Papa erinnerte, wie er, stramm und mit gewichtigem Schnurrbart, wie es einem ehemaligen Cavallerieofficier zukommt, bei den Wettrennen in Straßburg, Stettin und Döberan unter den kühnsten Habitués der Rennplätze einer der Ersten war, wie er nach gelungener Weite einen Korb Beute Liquor nach dem andren den Freunden und Nachbarn kredenzte, und wie er bei den Wettrennen seiner besonders stolz auf die Farben seiner Weis- und blau, ihre Wappensachen — gewesen. Ja, es war eine lustige, tolle, schöne Zeit gewesen, damals, als sich aus dem mageren, kleinen Mädchen, der goldblonden Jolbe, allmählig ein elegantes Fräulein entwickelte. Dann kam der plötzliche Tod ihrer Mutter, der alten Baronin, und die Ordnung des Nachlasses stellte sich's heraus, daß die Wittigst der Verstorbenen, aus welcher einst Jolbe's Morgengabe bestehen sollte, bis auf den letzten Heller verjubelt worden war. Es kam damals zu einer heftigen, förmlichen Scene zwischen dem alten Baron und Herrn von Below, dem Bruder der Verstorbenen, die damit endete, daß Begleiter sich feierlich losagte von seinem Schwager. Dann war's schnell herab gegangen mit der familie, und ein knappes Jahr später mußten Vater und Tochter das schöne Rittergut verlassen und nach der Großstadt, nach Berlin, ziehen. Aber selbst horthin folgte dem alten Baron der Fluch seiner Thaten, denn nur mit äußerster Mühe, mit dem Opfer mehrerer Tausende, die von den vornehmsten Tippen dem Wucherer als Schmeißgeld gezahlt werden mußten, gelang es, den alten Baron der öffentlichen Schande und dem Strafrichter zu entreißen. Denn selber hatte es sich beschaffen, daß derselbe in seiner Verblendung, um Gelder für den Spieltrieb flüchtig zu machen, der Fälschung schuldig gemacht hatte. Es war ein völliger Bankrott bei ihm — finanziell und moralisch.

Ein Wunder nur, daß Jolbe in diesem Sumpf, in dieser verpesteten Atmosphäre, die sie seit Kindesbeinen an geatmet, sich so rein, so schön, so unberührt von allem Göttern und Schlechten hatte entwickeln können. Und sonderbar! das Mädchen liebte und vergötterte ihren alten Vater, an dessen Vergehen sie nicht glaubte, trotz allem. Und als sie Bernd von Drigalski, den flotten Gardelieutenant, kennen und lieben lernte, da war es stets ihre größte Sorge, ob Papa auch wohl einwilligen werde zu ihrer geplanten Verbindung. Der alte Baron aber nahm Bernd unter seine Fittige,

und daß seine Lehren und seine Beispiele die üblichen Früchte trugen, das ging am besten daraus hervor, daß Bernd ein Jahr später vor den Etselshäusern und den Wucherern capitulirte und seinen Abschied — und einen „schlichten Abschied“ — nehmen mußte. Ja, das „Nein“, das „Nein“.

Und nun waren die Zwei, Jolbe und Bernd, doch ein Paar geworden. Der Onkel Below hatte allerdings offerirt, als letztes Opfer, was er für die familie bringen wollte, Jolbe zu sich zu nehmen und für eine „ständegemäße“ Heirath zu sorgen. Aber sowohl Jolbe wie der alte Baron hatten dies Anerbieten ohne lange Ueberlegung ausgeschlagen. Und 14 Tage später war die Hochzeit gefeiert. Es war eigentlich eine merkwürdige Ehe, diese zwischen Jolbe und Bernd von Drigalski, aber wahr bittes' doch, daß sich die beiden innig liebten und vorzogen, gemeinsam die Armut zu lernen. Natürlich aber ging's nicht mit ihnen in Berlin — seine Fälschung, die nur halbwegs die Drei, und wenn sie ihre Gewohnheiten vergaßen und sich sehr einschränkten, ernährt hätte. Und so wurde denn eines Tages, etwa 8 Wochen nach der Hochzeit, gemeinsam der Beschluß gefaßt, auszuwandern nach America, dorthin, wo's schon Manchen glücklich ist“, wie der jüngere Mann sagte.

Merkwürdig, diese Idee der oberen Weltwandlung in Europa, diese unerschütterliche Idee, America als eine Art Befreiungsanstalt, als einen Zufluchtsort anzusehen, wo die Sprödhlinge des Adels und anderer bevorzugter Gesellschaftsklassen, nachdem sie ihr Geld, ihren guten Namen, ihr Amt und ihre Energie eingebüßt, wieder zu etwas kommen können. Merkwürdig ist die Idee, denn die taufendfache Erfahrung hat sie widerlegt. Niemand ist so nutzlos in America, daß so wenig Aussicht, weiter in die Höhe zu kommen, wie gerade die erwähnte Sorte von Menschen. Das junge, rauhe Land und Volk auf dem westlichen Continent braucht ganze Männer, die noch ein volles Maß Kraft und Energie einsehen können im Kampfe des Lebens, nicht Schwächlinge, die ihr Verthes schon drüben in Europa gelassen haben.

Solche Gedanken mußten wohl Bernd von Drigalski imkopie herumgehen, als er am 4. Tage nach ihrer Ankunft in Chicago nutzlos allein im Zimmer des Hotels saß und über kein Loos und das der andern Weiden nachdachte. Denn bis dahin waren alle ihre vereinten Anstrengungen gescheitert. Die Briefe, die dem alten Baron für einige ehemalige Berliner, die in Chicago zu Wohlstand und Ansehen gelangt waren, übergeben worden waren, hatten verumthlicht nicht den geringsten Erfolg erzielt. Was er eigentlich erwartete, welche Art von Beschäftigung er für sich, der kein Wort Englisch sprach und nie im Leben eine nützliche Thätigkeit getrieben hatte, in Anspruch genommen hätte, das wußte er wohl selbst nicht. Jedemfalls hätte es etwas sein müssen, das „gentil“, gutgefaßt und nicht anstrengend gewesen wäre, und solche Posten schienen für den alten Herrn Baron in Chicago nicht vorhanden zu sein.

Er gab seiner Verwunderung darüber seiner Tochter und Schwiegerin gegenüber rückhaltlos Ausdruck, und diese enthielten sich auch nicht wenig über die Hartzigkeit der Leute in America. So lehte denn der alte Baron seine Verthe, Arbeit zu finden, dem Schmeiß nachwiegend, fort, wobei ihm sein würdevolles Wesen, seine Portwein-Gesichtsfarbe und seine sorgfältige Toilette doch mehrmals noch gute Dienste leisteten, denn es gelang ihm — aber immer nur auf einige Tage — eine Anstellung in Bureau zu erhalten, das eine Male sogar in einer großen Lebensversicherungsgesellschaft. Aber dann kam er regelmäßig wenige Tage später nach Hause, setzte sich schaukelnd und puffend hin und schimpfte über die Hilzigkeit der Amerikaner, womit er nämlich regelmäßig meinte, daß ihm entweder ein größerer Vorstoß verweigert oder ein Pump mislungen war. Eines Tages kam er gar nicht nach dem Hotel zurück. Er hatte einen Anfall von Schlagfluß auf offener Straße gehabt und war auf dem Transport in's Hospital verfrachtet. Seine sterbliche Hülle wurde erst 48 Stunden später von Bernd und Jolbe in der Morque identifizirt.

Dieses traurige Ereignis machte auf beide, vor Allem aber auf die Tochter, einen tief tiefen und nachhaltigen Eindruck, als man hätte annehmen sollen. Jolbe trauerte um den Vater mit so rührender, pietätvoller Liebe, als ob er ein wahrer Muster von Tugenden gewesen wäre, und auch Bernd ging die Sache sehr nahe, denn der Alte, der bei all seinen Fehlern ein äußerst liebenswürdiges und aufbeimerder Gesellschafter gewesen war, fehlte ihm auf Schritt und Tritt. Einer jener Fäden, die im Herzen die Verbindung mit der Heimat und der Vergangenheit vermittelten, war jetzt zertritten und der Schmerz darüber drückte in seiner Seele.

Mittlerweile ging's bergab mit der kleinen Summe — ihre Lehren — die sie noch mit nach Chicago gebracht hätten. Das Verdrüßlich des alten Barons hatte den größten Theil derselben verschlungen, und obwohl auch das junge Paar jetzt nur eine mäßliche Summe auf der billigeren Westseite gemietet hatte und sich in ihren Wahlzeiten an das Wohlfeilste hielt, schimpfte doch das kleine Capital täglich aufzehrend zusammen, und noch immer hatte sich keine Beschäftigung gefunden. Aber eines Abends lehrte Jolbe zurück von der Stadt mit strahlendem Gesicht. Sie hatte eine Anstellung gefunden. Zwar sträubte

sich ihr Stolz dagegen, ihre persönlichen Reize auf diese Weise zur Schau zu tragen — denn sie war als „Mollweil“ in einem großen Schnittwaaren-geschäfte der State Str. engagirt — aber das Salär genügte zur Noth, um sich und ihren Mann zu ernähren. Und eine Woche später hatte auch der eine Stelle gefunden, als Uebersetzer in einer großen Verlagsbuchhandlung, wo ihm seine Kenntnisse des Französischen und Deutschen sehr zu statten kam. So schien denn, wenn sie sich nicht noch so verlassen und unglücklich gefühlt hätten infolge des Todes des alten Barons, ihr Schicksal sich freundschaftlich zu gestalten.

Leider blieb es nicht lange so. Die schöne, junge Frau, deren üppige Gliederfülle und ungewöhnliche Pracht des goldenen Haarwuchses sie vom ersten Tag an im Geschäfte der Nachstellungen vieler ausgelegt hatte, konnte es auf die Dauer nicht mit ihrem Gefühl von weiblicher Würde vereinbaren, ihre Stellung auszufüllen, und nachdem sie eines Abends schöne beleidigt worden war, lehrte sie nicht mehr nach dem Geschäftspassir zurück. Dann kam eine Zeit, wo sie sich ganz zurückziehen mußte, und als nach schwerer Lebenszeit ihr ein Knabe geboren war, da lehrte am selben Abend Bernd, ihr Gatte, zurück mit der Kunde, daß seine Arbeit mehr für ihn vorhanden sei.

Wochen vergingen. Die junge Frau lag immer noch schwach und krank daheim, und Bernd hatte sich vergebens bemüht, eine neue Stellung zu finden. Es war gerade eine böse Zeit, eine Geschäftsstodung eingetreten, und überall, wohin er sich wandte, antwortete man auf seine Anfrage um Beschäftigung, die er in schwerfälligen, höflichen Englisch vorkam, mit Achselzucken. Eines nach dem andern wanderte in dieser Zeit nach dem Pfandladen, alle die hübschen Kleider und Schmuckstücke der jungen Frau, damit nur Brod und Fleisch in's Haus komme und die Wieche für das Zimmer gedeckt werde. Und so, unter solcher entmuthigenden Umständen, fand die Gesundheit des jungen Weibes mehr und mehr, und eines Abends, mit dem Kinde an der falten Brust, schlummerte sie ein auf ewig.

Am nächsten Morgen, als die Zimmervermietlerin, eine gutmüthige Frau, die Stube betreten wollte, fand sie diese verschlossen von innen. Auf ihr Klopfen keine Antwort. Schließlich mußte der Schlosser geholt werden, der die Thür sprengte. Am Kopfende des Bettes, ertrübt von Schlaflosigkeit, lag Bernd von Drigalski. Aber auf seinen Augen glänzte noch ein Tränen der Zufriedenheit, und seine Augen waren der jungen Frau zugekehrt, die dort in ihren weichen Kissen so friedlich träumte.

Teufelsfontein.

Eine Transvaal-Geschichte von Knut Fleming.

Vor 25 Jahren stand draußen vor der Kapstadt ein Wirthshaus, in dem Buren und englische Squatters, die vom Innern zum Markttag zogen, sich die ersten städtischen Genüsse leisteten. Jeder ließ dort seinen Zoll zurück, aber keiner liebte den Schnaps, wenn er das Haus verließ, hatte auch seinen Grund dazu. Trotzdem widerstand weder Afrikaaner noch Briten der Versuchung, wenn er zum ersten Male wieder die Stadt erblickte.

Dort, wo das morische Blockhaus stand, erhebt sich heute ein hoher Palast mit Park, Lawn-Tennis-Plätzen und prächtigen Ställen, der Sitz des Wynheer Jan van Dyt.

Er hat sich noch nicht recht an das fürstliche Leben gewöhnt; das wird sich aber schon geben — Zeit hat er, nach menschlichem Ermessen, zum Ange-wöhnen, denn er ist erst 30 Jahre alt. Er wird oft genug fahrt er sich an die Sten und fragt sich, wie das Alles möglich sei. Ich glaube, er würde noch mehr erkaunen, wenn er wüßte, wie eng der Grund und Boden mit seinem Geschick verknüpft ist. Und das verhält sich folgendermaßen:

Es war also vor 25 Jahren, da tritt ein Wanderer auf jenes Wirthshaus zu. Wynheer van Dyt, der goldliche Wirth, trat vor der Thür und wollte ihm mit jovialen Gruß zum Trunke bitten, da schwante der Fremde im Sattel und fiel in die Arme des Wirthes. Caspar van Leyden war durch und durch ein Schuft, der dem Fremden den letzten Cent abgenommen hätte, aber die Gaffreundchaft hielt er auch dann in Ehren, wenn nicht viel dabei herauskame, lar. auch dabei nicht zu kurz, denn er galt als guter Mann, und wenn er galt als guter Mann, dann der Alte, der bei all seinen Fehlern ein äußerst liebenswürdiges und aufbeimerder Gesellschafter gewesen war, fehlte ihm auf Schritt und Tritt. Einer jener Fäden, die im Herzen die Verbindung mit der Heimat und der Vergangenheit vermittelten, war jetzt zertritten und der Schmerz darüber drückte in seiner Seele.

Nach drei Tagen starb der Fremde und wurde im Kirchhof der Namenlosen begraben. Jahre lang noch horten fern in Europa die Lieben eines jungen deutschen Gedeckten auf dessen Rückkehr aus Südafrika, wo ein auf eine geologische Expedition gezogen war.

Caspar betrachtete den Vorfass als ein schlechtes Geschick und nahm sich vor, den Nächsten um so grünlicher zu rufen. Den Gaul verkaufte er darum um theureres Geld an einen jungen Engländer, der von Verben nicht's verstand. Die Lebrt asde wollte er eben wegwerfen, als er ein Knäkerlein darin verpürte. Bei näherem Nachsehen fanden sich in einer versteinerten

Tasche Karten, die der alte Fuchs von seiner californischen Goldgräberzeit her als geologische Coltanke. Jetzt wurde er doch aufmerksamer und untersuchte die Steine genauer, wußte Roth und Stein von ihnen ab und hielt sie an's Licht. Und da erbeute der starke Mann, daß er sich an die Wand lehnen mußte, um nicht zu fallen; kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und die Augen, schier aus ihren Höhlen springend, fesselten sich hart an den Stein, den die beiden Hände trampfhaft faßten. Einem Moment bauerie der Anfall, dann heulte der Wirth vor Freude auf und küßte den Stein und die Tasche und die Karten mit heißer Inbrunst. Es war schwer goldhaltiges Gestein!

Keiner wußte, weshalb Caspar von Leyden binnen Wochenfrist Haus und Hof um einen Schulerpreis hingebend hatte und spurlos verschwunden war. In Ermangelung weiterer Kunde nahm man an, er habe neuerdings Grund, der Justiz auszuweichen; so ganz absonderlich war das nicht, denn man hatte schon längst sich Merkwürdiges über sein Vorleben in Californien zugehörnt. Aber man war diesmal im Irrthum.

Zwei Monate später traf ein neuer Anlieber im Witwaterstand ein, der sich Piet hielt nannte aber dem verschwindenden Caspar van Leyden zum Verwechseln ähnlich sah — nun, wir haben ja seine Geheimnisse, Piet und Caspar waren dieselben. Damals arbeiteten Kinder, wo heute Theater und Banken stehen und elektrische Straßenbahnen laufen. So blieb denn Caspar über Piet um so mehr unbeachtet, als er sich die schlaueste Form ausdachte, die weit und breit im „Rand“ zu finden war. Teufelsfontein hieß seine Besingung, so genannt, weil dort der Wüßte nichts gegeben ließ. Piet hatte Mühe, einige Kaffern anzuwerben, um den Ort vorzuerufen. Seine Breiterhütte wurde selbst von den Buren gemieden. War ihm übrigens ganz recht.

In einer abgelegenen Bergschlucht trieb er sich mit Pidel und Spaten umher. Er hatte den Stollen gefunden, den der Fremde mit dem letzten Rest seiner Lebenskraft gegraben, um dann einfach zu sterben, wie er den Lohn der Arbeit und Kühnheit einzuhemeln gedachte. Piet verfolgte den Erzgang über den ganzen Berggründen und wußte bald, daß er in der Tiefe sich reicher und reicher forstigte, so er von der Oberfläche zurücktrat. Unermühtlich weichtümer that sich vor seinem Auge auf, und wer weiß, was aus dem alten Abenteuerer noch geworden wäre, wenn nicht eines Tages ein Pulvermine im Stollen sich vorzeitig entladen hätte. An die zwei Tonnen Gestein fielen auf Piet herab und brachten seine Expedition zu bündigem Abbruch.

Seine Gefinde verließ sich, als er nicht mehr zurückkehrte, und im ganzen Rande hieß es, der Teufel habe ihn geholt. Teufelsfontein wurde von Niemandem mehr betreten, und so rauchten zwei Jahrzehnte dahin, bis es einen Käufer fand. Johannesburg wurde aus einem Dorfe zur Stadt, die von der Hand eines Zauberes gebaut, mit Unbegreiflichkeit wuchs. Gold war gefunden worden, und mächtige Bodenschätze hatten die friedlichen Seerden verhehrt. An der Stelle von Blockhäusern erhoben sich Paläste mit corinthischen Säulen, und wo insamer Genever ein kostbares Labal gewesen, floß nun der französische Selt in Spiegelstein. Schaarenweise strömten sie ein in das neue Goldland, unerschöpflich reichthümer zu finden; die ganze Welt hatte ihr Auge auf den kleinen Fleck befestigt.

In Teufelsfontein war noch nichts von dem neuen Treiben zu merken, und Jan van Dyt, der junge Wirth, rauchte im Frieden seine Pfeife. Ihm war nicht eingefallen, sich an der Jagd nach Gold zu betheiligen — nun, weil es ihm eben nicht eingefallen war. So trieb er seine Kinder aus und jagte ohne Sorgen und ohne zu wissen, daß er Herben hatte, während dreißig englische Meilen von seiner Hütte entfernt die Telegraphen Tag und Nacht hindurch arbeiteten.

Da kam eines Abends jener Sturm über den „Rand“, den man so bald nicht vergessen wird — Jan van Dyt geblüht nicht. Er war auf der Jagd gewesen und kam durch eine Bergschlucht hinunter, die er selten betreten hatte, nicht weil er den Teufel fürchtete, der nach der Aussage jedes braven Buren dort hauste, sondern weil die Schlucht von seinem Windinlag's Gesicht, heisse, die Regentropfen reißten ihn, und mit größlichem Schmetzkel — sogar bei Dänen, die seinen Wüßty verurtheilten. — Der Fremde sah allerdings nicht sehr gewinnverheißend aus; aber seine und halberwandlungert lag er auf dem Betze, unerschütterlich Worte im Fieberwahn meinte. Seine Effekten hatte Caspar bald abgehängt: für den Gaul gab kein Bur einen Nickel, und sonst war nichts da, ausgenommen eine schätzbare Leber-tasche mit Steinen.

Nach drei Tagen starb der Fremde und wurde im Kirchhof der Namenlosen begraben. Jahre lang noch horten fern in Europa die Lieben eines jungen deutschen Gedeckten auf dessen Rückkehr aus Südafrika, wo ein auf eine geologische Expedition gezogen war.

Caspar betrachtete den Vorfass als ein schlechtes Geschick und nahm sich vor, den Nächsten um so grünlicher zu rufen. Den Gaul verkaufte er darum um theureres Geld an einen jungen Engländer, der von Verben nicht's verstand. Die Lebrt asde wollte er eben wegwerfen, als er ein Knäkerlein darin verpürte. Bei näherem Nachsehen fanden sich in einer versteinerten

Tasche Karten, die der alte Fuchs von seiner californischen Goldgräberzeit her als geologische Coltanke. Jetzt wurde er doch aufmerksamer und untersuchte die Steine genauer, wußte Roth und Stein von ihnen ab und hielt sie an's Licht. Und da erbeute der starke Mann, daß er sich an die Wand lehnen mußte, um nicht zu fallen; kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und die Augen, schier aus ihren Höhlen springend, fesselten sich hart an den Stein, den die beiden Hände trampfhaft faßten. Einem Moment bauerie der Anfall, dann heulte der Wirth vor Freude auf und küßte den Stein und die Tasche und die Karten mit heißer Inbrunst. Es war schwer goldhaltiges Gestein!

Keiner wußte, weshalb Caspar von Leyden binnen Wochenfrist Haus und Hof um einen Schulerpreis hingebend hatte und spurlos verschwunden war. In Ermangelung weiterer Kunde nahm man an, er habe neuerdings Grund, der Justiz auszuweichen; so ganz absonderlich war das nicht, denn man hatte schon längst sich Merkwürdiges über sein Vorleben in Californien zugehörnt. Aber man war diesmal im Irrthum.

Zwei Monate später traf ein neuer Anlieber im Witwaterstand ein, der sich Piet hielt nannte aber dem verschwindenden Caspar van Leyden zum Verwechseln ähnlich sah — nun, wir haben ja seine Geheimnisse, Piet und Caspar waren dieselben. Damals arbeiteten Kinder, wo heute Theater und Banken stehen und elektrische Straßenbahnen laufen. So blieb denn Caspar über Piet um so mehr unbeachtet, als er sich die schlaueste Form ausdachte, die weit und breit im „Rand“ zu finden war. Teufelsfontein hieß seine Besingung, so genannt, weil dort der Wüßte nichts gegeben ließ. Piet hatte Mühe, einige Kaffern anzuwerben, um den Ort vorzuerufen. Seine Breiterhütte wurde selbst von den Buren gemieden. War ihm übrigens ganz recht.

In einer abgelegenen Bergschlucht trieb er sich mit Pidel und Spaten umher. Er hatte den Stollen gefunden, den der Fremde mit dem letzten Rest seiner Lebenskraft gegraben, um dann einfach zu sterben, wie er den Lohn der Arbeit und Kühnheit einzuhemeln gedachte. Piet verfolgte den Erzgang über den ganzen Berggründen und wußte bald, daß er in der Tiefe sich reicher und reicher forstigte, so er von der Oberfläche zurücktrat. Unermühtlich weichtümer that sich vor seinem Auge auf, und wer weiß, was aus dem alten Abenteuerer noch geworden wäre, wenn nicht eines Tages ein Pulvermine im Stollen sich vorzeitig entladen hätte. An die zwei Tonnen Gestein fielen auf Piet herab und brachten seine Expedition zu bündigem Abbruch.

Seine Gefinde verließ sich, als er nicht mehr zurückkehrte, und im ganzen Rande hieß es, der Teufel habe ihn geholt. Teufelsfontein wurde von Niemandem mehr betreten, und so rauchten zwei Jahrzehnte dahin, bis es einen Käufer fand. Johannesburg wurde aus einem Dorfe zur Stadt, die von der Hand eines Zauberes gebaut, mit Unbegreiflichkeit wuchs. Gold war gefunden worden, und mächtige Bodenschätze hatten die friedlichen Seerden verhehrt. An der Stelle von Blockhäusern erhoben sich Paläste mit corinthischen Säulen, und wo insamer Genever ein kostbares Labal gewesen, floß nun der französische Selt in Spiegelstein. Schaarenweise strömten sie ein in das neue Goldland, unerschöpflich reichthümer zu finden; die ganze Welt hatte ihr Auge auf den kleinen Fleck befestigt.

In Teufelsfontein war noch nichts von dem neuen Treiben zu merken, und Jan van Dyt, der junge Wirth, rauchte im Frieden seine Pfeife. Ihm war nicht eingefallen, sich an der Jagd nach Gold zu betheiligen — nun, weil es ihm eben nicht eingefallen war. So trieb er seine Kinder aus und jagte ohne Sorgen und ohne zu wissen, daß er Herben hatte, während dreißig englische Meilen von seiner Hütte entfernt die Telegraphen Tag und Nacht hindurch arbeiteten.

Gänge zu Tage gekommen. Als sich der Sturm verzogen hatte, bedeckte er pietätvoll den Schädel mit dem Geröll, das umherlag, und sedte, wie zum Andenken, einen Stein in die Tasche. Er dachte sich nichts Bestimmtes dabei und hat sich in späteren Jahren vergeblich gefragt, wozu er eigentlich den kleinen Stein mitnahm. Er hatte wohl etwas wie ein Gefühl, daß er dem Toten einen Grabstein widme.

Als er seine Hütte betrat, fand er einen Fremden, der vor dem Unnetter hineingeflüchtet war. Der Mann war für Wind und Wetter ausgerüstet, aber europäisch gekleidet, und trug einen Strohplüdel und „gelehrt aussehende“ Instrumententaschen. Jan lud ihn ein, mit ihm das kräftig einfache Abendessen einzunehmen. Außer der Parfische, daß er Engländer sei, vertrieb der Fremde nichts über seine Ziele und Zwecke, so daß man in Ermangelung anderer Beziehungspunkte auf das Wetter zurückkam. Jan erzählte sein Abenteuer und zeigte den Stein.

Der Fremde hörte beim ersten Worte auf und verschlang die Erzählung Jans. Als dieser sich für kurze Zeit entfernte und wieder hereintrat, fand er, wie der Fremde mit zitternder Hand den Stein unter einem Berggründungsglas betrachtete, um dann mit dem Messer daran zu schaben. Wenn Jan den alten Caspar vor einem Bierleischabend gesehen hätte, wie ein Erzgrücker des armen Toten unterzucht, so hätte ihm die verzeihliche Neugierde zwischen dem Gebahren der Weiden auffallen müssen. Das Goldfieber ist überall gleich. Aber Jan dachte bloß: Wieder Einer, der an den Teufel glaubt!

Mitten in der Nacht ermedte ihn der Hufschlag eines Pferdes. Jan sprang auf — der Fremde war verschwunden und mit ihm der Stein. Der Hufschlag verlor allmählig, und zwar, wie Jan geklagt wurde, in der Richtung auf die verschundene Schlucht zu. Er schüttelte den Kopf und wollte sich wieder hinlegen, nachdem er gesehen, daß sonst Alles Ordnung sei, als sein Blick auf ein Büchlein fiel, das der Fremde in der Eile hatte fallen lassen. Jan hob es auf und suchte den Titel zu entziffern; es war ein englisches Taschenbuch für Goldprober. Der junge Wirth konnte kein Englisch lesen, aber das Wort „Gold“ verstand er gut genug und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. In einem Moment hatte er Jahre an Finanzweisheit gewonnen, die Bedeutung des Stollen, und das Interesse des Engländers an der Teufelschlucht blühtig durchschaut. Er verweilte nicht lange dabei, sich einen Esel zu nennen, weil ihm nicht früher Erleuchtung gekommen, sondern füllte den Gaul und ritt so rasch nach Johannesburg, als die Finckern erlaubte, um seine Entdeckung amtlich eintragen und dasyndirechtlich sich wachen zu lassen. Als der Engländer 24 Stunden später auf dem Bergamate schwam, mit einem vorläufigen Plane bewaffnet, fand er sich überholt und die Bergrechte von Jan van Dyt gekauft.

Dies ist die Geschichte der Entdeckung der großen Teufelsfonteinmine, der drittgrößten des Randes, wie jeder Burenmann weiß. — Jan war klüger als Andere und zog vor, ein glänzendes Angebot abzuwarten, statt für wenig Baargeld seine Claims zu ver-schleudern. Lange hatte er nicht zu warten. Er zog nach der Kapstadt, wo er das Grundstück kaufte, auf dem der Inhaber des geheimnißvollen Schäbels gehaust hatte. Das ist ein merkwürdiger Zufall, aber Jan weiß nichts davon und braucht sich darum auch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen.

— Theorie und Praxis. — Hausfrau: Ich war gestern Abend im Theater; es war ein schrecklich trauriges Stück; es handelte sich um einen Mann, der seine Arbeit betam und dessen familie vor Hunger starb; ich konnte die Thränen nicht zurückhalten! — Dienstmädchen (in's Zimmer tretend): Madame, draußen ist eine arme Frau, die gern eine kleine Gabe haben möchte; sie sagt, ihre Kinder hätten viel gute Tagen nichts gegessen! — Hausfrau: Sagen Sie ihr, sie soll machen, daß sie fortkommt; wir geben Bettlern nie was! Ja, wie gesagt, meine Damen, es war ein sehr trauriges Stück; mein Mann sagte, ich sollte mir so etwas garnicht ansehen, ich hätte ein viel zu empfindsames Herz.

— Raib. Grün (die ihren Diener, so oft sie ihm einen Befehl erteilt, auf dem Stuhle nidend findet, entsetzt): Ich kann gar nicht begreifen, Johann, daß Sie fortwährend schlafen können! — Johann: Dös ist aber doch leicht zu begreifen. Da seht mal! Ich einfach hin, denkt an nix, mach' d' Augen zu und — ein'schlafen is ma'!

— Schöngesagt. — „Wo hin werden Sie reisen?“ — „Ich weiß noch nicht! Meine Frau pacirt sich auf Rabri, meine Tochter pacirt sich mit Pifa und ich brenne auf'n Brennet!“

— Schlechtes Renomme. — Erster Gauner: „Du Raal — noch meinte sie zum Rechtsanwalt Miffen?“ — Zweiter Gauner: „Mit dem is nicht ... der hat mich schon mal zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt!“

— Durch die Hölle. — Banier (zu seiner Frau): „Du, heul' lassen wir unsere Laura für ihren Bräutigam et was toden, und wenn er kommt, muß sie ihm auch etwas singen; bleib er ihr dann treu, so lieb er sie wirtlich!“

— Pflasterreiter. — „Wer ist doch nur der auffallend gekleidete Mensch da drüben, den man zu jeder Tageszeit hier hummeln sieht?“ — „Was den kennst Du nicht? Das ist ein Millionärjohn — einer unfer bedeutendsten Treuhänder!“

Titel der Frau.

Von H. Quadt.

Woh! in keiner anderen Sprache hat es seit den ältesten Zeiten so viele sinnige und ehrende Bezeichnungen für das weibliche Geschlecht gegeben, wie in der deutschen.

In den frühesten Denkmälern unserer Sprache finden wir noch keine Ausdrücke, die an die spätere Bezeichnung „Frau“ erinnern. Für die weiblichen Wesen im allgemeinen finden wir in den ältesten Werken, die bis in das vierte Jahrhundert hinaufreichen, nur das Wort „quino“ vor, welches sich noch bis auf die heutige Zeit bei den Engländern, Dänen und Scandinaviern, nur mit einer geringen Veränderung der Laute, erhalten hat, das englische Wort „Queen“, „Königin“ ist sicherlich kein anderes, als jenes altdeutsche „quino“.

Erst um das achte Jahrhundert tauchen bei den hochdeutschen Stämmen die Worte „weib“ und „frowa“ auf. Letzteres wurde nur im edlen Sinne gebraucht und bedeutete Gebieterin. Bald erlangte das Wort frowa eine immer weitere Verbreitung und wurde auch von den Niederachsen angenommen. Diese veränderten mit der Zeit die Form frowa in frau und gebrauchten das Wort hauptsächlich als Bezeichnung der Jungfrau Maria, die bis „unferu fru“, unsere liebe Frau, nannten. Von den Niederachsen ging das Wort fru in das holländische über, wo es noch heute das höchste Ansehen genießt, und sogar als Titel und Anrede in „min fru“ ganz gleich bedeutend dem französischen „Madame“ gebraucht wird.

Aus dem Worte fru wurde dann später „heimfrowa“ gebildet, woraus mit der Zeit „hausfrowa“ geworden ist. Etwas jünger ist die Bildung der Worte „jungfrou“ und „frowin“ (Fräulein); diese Bezeichnungen wurden nur den Töchtern aus adligen Häusern beigelegt. Für Jungfrau im heutigen Sinne gebrauchte man „magab“ d. h. die Erstarke, woraus Mädchen, Maid i. d. das heute nur ein dienendes Verhältniß bezeichnende Wort Magd entkamen sind.

In der posttericren Zeit des Mittelalters als Ritterthum und Minne-gelieb blühten, und der Frauenwitz zu einem wahren Frauencultus erhoben wurde, ward die Bezeichnung „frou“, welche man vordem nur den höheren Ständen beilegte, auch auf die niederen Ständen übertragen. Aber auch das Wort „weib“ gelangte damals zu größerer Geltung und fast zu derselben Bedeutung wie Frau, so daß sogar ein Streit unter den Dichtern darüber entstand, welchem von beiden Wörtern der Vorzug zu geben, welches der Ehre und Würde des weiblichen Geschlechtes am angemessensten sei. Erst eine sehr viel spätere Zeit hat den Ausdruck Weib auf jene niedere Stufe gesenkt, wo wir es heute zu finden gewohnt sind, trotzdem aber nicht bewirten können, daß es aus der Sprache der Poesie und des Herzens verbannt wurde.

Auch die Bezeichnungen „Hausheer“ oder „Hauszier“ und „Frauenzimmer“ sind alt deutsche Worte. Die beiden ersteren, neben welchen im sechszehnten Jahrhundert auch eine Zeit lang das lateinische Wort „Domina“ d. h. Herrin, Gebieterin, zur Bezeichnung der Hausfrau gebraucht wurde, sind bereits im siebzehnten Jahrhundert aus der Umgangssprache wieder verschw